

Loreyes verfolgte, schon damals nicht mehr durchwegs verstanden, wie sich aus den Tagebuchnotizen ergibt, die sich Alban Stolz über die Jubiläumsfeier gemacht hat. Joseph Beck, der seinem Gönner und Freund Joseph Loreye die Laudatio hielt, suchte die Lösung der Probleme in Gesellschaft, Staat und Kirche – auch noch damals – in der Verbindung der rationalistischen Bildung seiner Zeit (die sich aus dem »Bewußtseyn von dem Rechte der subjectiven Freiheit und Würde der Persönlichkeit« und aus der »vielseitig geübteren für die Wissenschaft methodisch gewöhnten Denkkraft« verstand) mit dem Christentum und der Wissenschaft (vgl. S. 68–71).

Ist damit – wenn auch nur in Andeutungen – das geistige Zuhause umschrieben, in dem sich Joseph Beck auf dem Höhepunkt seines Lebens eingerichtet hatte, werden im Grunde auch die Entwicklungen und die Auseinandersetzungen verständlich, in die er zusehends mehr hineingezogen wurde: Es war unter dieser Voraussetzung unausweichlich, daß er mit seinem Bildungskonzept den Rahmen der bestehenden Studienordnungen, die an den Lyzeen galten, störte; es lag nahe, daß es ihn auf einen theologischen Lehrstuhl (z. B. auch in Tübingen) drängte; es war aus seiner Sicht der Dinge folgerichtig, daß er seine Ziele über die Einflußmöglichkeiten zu erreichen suchte, die ihm die höhere Verwaltung oder ein höheres kirchliches Amt boten; es war nicht anders zu erwarten, als daß er in der Kirche, im Staat und in der Gesellschaft der vierziger Jahre seines Jahrhunderts umstritten war und die herausragenden Männer (z. B. Johann Baptist Hirscher und Johannes Ev. Kuhn) entweder zu Freunden oder zu Gegnern hatte. Man kann von seinem geistigen Zuhause her auch verstehen, daß Joseph Beck am Ende nur noch die Flucht in die Resignation blieb – als er nämlich erkennen mußte, daß er seine Grundintentionen nicht verständlich machen und seine Zielvorstellungen nicht verwirklichen konnte.

Vor diesem Hintergrund wird nun aber die Tatsache, daß sich Joseph Beck, nachdem seine Wirkungsmöglichkeiten auf ein Minimum – nicht nur durch eigene Schuld – eingeschränkt waren, geradezu mit Leidenschaft des Nachlasses und der Biographie des von ihm zeitlebens verehrten (vgl. S. 23) und 1860 verstorbenen Freiherrn Ignaz Heinrich von Wessenberg annahm, als sein Vermächtnis an die Nachwelt verstehbar (vgl. S. 185–198). Die Frage, ob Joseph Beck selber die Wessenbergbiographie so verstehen konnte, läßt, obwohl sie so von Brechenmacher nicht gestellt wird, im Grunde keinen Zweifel zu: Joseph Beck identifizierte sich, da er bei seiner Rechtschaffenheit (vgl. S. 21 das Urteil des Freiburger Alumnatsdirektors Johann Nepomuk Biechele über ihn) seine eigene Identität doch wohl nicht zu seiner Rechtfertigung ausspielen wollte, voll und ganz mit den Zielen, die ihm Wessenberg bereits im Priesterseminar in Meersburg gezeigt und die er im Leben und Wirken des letzten Oberhirten bzw. Bistumsverwesers der Diözese Konstanz, bis in dessen literarisches Schaffen hinein, vertreten sah. Joseph Beck konnte sich in dieser Weise um so überzeugter der Sache Wessenbergs annehmen, als er sich in seiner Grundeinstellung vor allem auch von Johann Baptist Hirscher unterstützt wußte, der sich mehrfach positiv über ihn geäußert, ihn als akademischen Lehrer empfohlen und schützend vor ihn gestellt hatte (vgl. S. 107–108, 113–115, 121 u. ö.).

So weitet sich die von Brechenmacher in der Reihe »Contubernium« der Öffentlichkeit übergebene Untersuchung, indem sie der umstrittenen und von Charakterfehlern nicht freien Gestalt des badischen Spätaufklärers Joseph Beck im wesentlichen durch die Mitteilung der eben noch greifbaren Materialien zu seiner Person und zu seinem Werte Relief zu verleihen bestrebt ist, zu einem Beitrag, der nachdrücklich zu der Frage nötigt, was ihn, den abgestempelten Spätaufklärer von jenen großen Gestalten (z. B. von Johann Baptist Hirscher) geistig unterscheidet, die in derselben Geistigkeit verwurzelt waren wie er, aber nach dem allgemeinen Urteil den Makel dieser Geistigkeit sich nicht zugezogen haben. Wissen wir von der (Sache der) Aufklärung am Ende doch noch immer viel zu wenig?

*Josef Rief*

WALTER BAIER: Die Kirche als Fortsetzung des Wirkens Christi. Untersuchungen zu Leben und Werk und zur Ekklesiologie des Münsteraner Dogmatikers Anton Berlage (1805–1881) (Münchener Theologische Studien; II. Systematische Abt.; Bd. 45). St. Ottilien: Eos 1984. 410 S. Kart. DM 75,-.

Walter Baier wendet sich in seiner Habilitationsarbeit dem Münsteraner Theologen Anton Berlage (1805–1881) zu. Es ist wohl weithin seinen ersten Bemerkungen recht zu geben, daß dieser Theologe der Übergangszeit zur Neuscholastik nicht nur an dem Ort, an dem »er 50 Jahre lehrte, fast ganz vergessen« (S. 1) ist. In umfangreichen Recherchen hat Baier die Materialien zur Biographie und zum Rahmen der Theologie von Berlage gesammelt und vorgelegt (S. 1–72). Eine Fülle von Briefen und Dokumenten bis hin zum Testament sind im Anhang der Arbeit (S. 343–381) veröffentlicht. In den Abschnitt zur Biographie



sind zeitgenössische Stellungnahmen zur Unfehlbarkeit des Papstes eingearbeitet. Der zweite Teil der Arbeit stellt die Werke Berlages vor, listet die zitierten Stellen auf und verweist auf die Rezensionen (S. 73–137). Der dritte Hauptteil erfaßt die Ekklesiologie Berlages. In der Lehre von der Kirche wird bei Berlage keine Entwicklung festgestellt.

Obwohl Berlage erkannt hat, daß »die Idee der Kirche [...] auch eine eigentlich dogmatische Idee« ist, »mit vielen eigentümlichen christlichen Überzeugungen« zusammenhängt und »nur von ihnen ihr gehöriges Licht« empfängt (S. 139), folgt er nicht den Darstellungen der Dogmatik aus der Zeit um und nach 1800, die eine Darstellung der Lehre von der Kirche, mit der Erlösungslehre und der Sakramentenlehre verbunden, in die Dogmatik aufgenommen haben. So zeigt sich bei Berlage eine Sicht der Kirche, die einerseits von der apologetischen Tradition her bestimmt ist, andererseits wird die Kirche – vor allem im Zusammenhang mit der Sakramentenlehre – als Stiftung Christi, des Erlösers, gesehen, der »in ihr nach seiner ganzen Persönlichkeit und in persönlicher Wirksamkeit« fortlebt und fortwirkt (S. 262). In der Kirche vollendet Christus die Erlösung, die er als Priester, Lehrer oder Prophet und als König gewirkt hat. Von solchen Gedanken her kommt er zu der Aussage: »Darum ist sie, die Kirche selbst, in dieser ihrer geheimnisvollen Verbindung mit Christus und dem Heiligen Geist als solche das Eine große Sakrament, das Eine große Gnademittel: Die einzelnen sogenannten Sakramente sind nur die besonderen Ausflüsse und Abbildungen des Einen Sakramentes, welche sie selbst ist« (S. 265).

In einem Rückblick würdigt Baier die Ekklesiologie Berlages: »Seine Leistung besteht u. a. darin, daß er seinen inkarnatorischen Ansatz in der Lehre von der Kirche durchhält, eine unzulässige Identifikation der Kirche mit Christus vermeidet, nicht bei der äußeren Struktur stehen bleibt, die für ihn vielmehr Ausdruck ihres sakramentalen Wesens ist, und so ihre Einheit mit ihrem Herrn wahrt« (S. 338).

Der Verfasser hat mit seiner Darstellung des Theologen Berlage, seiner Ekklesiologie und der Sammlung so vieler verstreuter Daten der Erforschung der Theologie des 19. Jahrhunderts einen guten Dienst erwiesen. Es ist ihm wohl gelungen, das theologische Werk Berlages vorzustellen und das Interesse daran zu wecken. Freilich blickt er mehr von außen auf das Werk. Die von Berlage zitierten Werke sind aufgeschlüsselt. Es wird aber dem Leser nicht überzeugend deutlich, wie Berlage mit diesen Werken umgeht. Seine Beziehung zu den Tübinger Lehrern ist von äußeren Daten her ausführlich berichtet. Wie ihre Ansätze in seinem Denken weiterwirken und umgeformt werden, könnte wohl noch besser herausgestellt werden. Immer wieder ist vom Übergang Berlages zur Neuscholastik die Rede. Worin dieser Übergang im Denken Berlages begründet ist und wie er sich – etwa auch in der Ekklesiologie, auch außerhalb der Frage nach der Unfehlbarkeit – auswirkt, müßte wohl aus seinem Werk selbst aufgezeigt werden. Angefüllt ist die Arbeit durch Auseinandersetzungen mit anderen Forschern. Es scheint dem Verfasser Freude zu machen, Fehler und Flüchtigkeiten nachzuweisen (z. B.: »Hätte er die ganze Soteriologie gelesen, wäre er nicht zu einem solchen unhaltbaren Urteil gekommen«, S. 139). Über solchen Auseinandersetzungen verliert seine Darstellung an Übersichtlichkeit.

Daß trotz eifrigsten Suchens nicht alles gefunden wurde, zeigte R. Reinhardt (ZKG 96, 1985, 209–219). In diesem Jahrbuch ist wohl auch darauf hinzuweisen, daß 1940 nicht Geiselman, sondern Karl Adam Dogmatiker in Tübingen war, und Geiselman Fundamentaltheologie las.

*Philipp Schäfer*

HEINZ HÜRTE: Die Kirchen in der Novemberrevolution. Eine Untersuchung zur Geschichte der Deutschen Revolution 1918/19 (Eichstätter Beiträge 11). Regensburg: Fr. Pustet 1984. 178 S. Kart. DM 38,-.

»Aber jetzt mit aller Schärfe gegen die Pfaffen«, lautete die von Kurt Eisner noch in der Revolutionsnacht ausgegebene Parole. Es war, wie der Erzbischof von Bamberg als erster in einem Hirtenbrief vom 15. November 1918 deutlich aussprach, die unübersehbare Absicht der revolutionären Regierungen, »mit den Thronen die ebenso verhaßten Altäre zu zertrümmern«. In einer gründlichen, auf umfangreicher Quellen- und Literaturbasis beruhenden Untersuchung stellt Heinz Hürten, einer der besten Kenner dieser Phase deutscher Geschichte, die kirchenpolitischen Maßnahmen der Revolutionsregierungen, deren Wirkungen sowie die Haltung der Kirchenbehörden und die Stellungnahmen der Publizistik zur Kirchenfrage dar. Daß dies hier erstmals in umfassender Weise sowohl für die katholische wie die evangelische Kirche geschieht, muß angesichts der großen Zahl von Untersuchungen zur Revolution 1918/19 überraschen und unterstreicht nur die Bedeutung von Hürtens Arbeit: Dieses Buch war lange fällig.

Die in ihrer Grundhaltung – national, monarchisch und kaisertreu – ähnlich ausgerichteten Kirchen